

Aus Sprachlosigkeit und Erschütterung Wie unsere Kinder angesichts von Ereignissen wie in Winnenden neue Sicherheit in ihren Familien und in der Schule finden

Marianne Franke-Gricksch

Seit 15 Jahren lädt mich ein homöopathischer Arzt in Backnang ein, jährlich zwei Wochenendseminare in System- und Familienaufstellungen zu halten. Backnang liegt ca. 10 km von Winnenden entfernt.

Da meine Seminartätigkeit dort bekannt ist, lud mich die Gemeinde Backnang zu einem Vortragsabend für ihre Bürger ein, an dem ich nach einer Ansprache des Bürgermeisters eine kurze Rede hielt und vor allem in der anschließenden Fragestunde dem Publikum die Möglichkeit gab, sich zu äußern, zu fragen, Vorschläge zu machen.

Die Stimmung im Saal war anfänglich sehr bedrückt. Von den 200 Anwesenden waren viele Teilnehmer vorher auf der Beerdigung einer der zwei erschossenen Referendarinnen (24 J) im Nachbarort gewesen.

Im Vortrag wollte ich nur Anregungen zur angebotenen Fragestunde geben.

Die einführenden Gedanken sollten dabei auf mögliche neue Haltungen und anfängliche Verhaltenshinweise für die Eltern nach der Erschütterung durch den Amoklauf geben. Am Ende der Fragestunde hatte sich die Stimmung des Publikums aufgelockert. Viele Fragen mussten stehen bleiben, es gab keine „Lösungen“ oder Lösungsangebote, nur Hinweise. Es entstand eine neue Art des Nachdenkens über Erziehung und Begleitung von Kindern und Jugendlichen.

Wortlaut des Vortrages:

Aus Sprachlosigkeit und Erschütterung – Wie unsere Kinder neue Sicherheit in ihren Familien und in der Schule finden

Sehr verehrte hier Versammelte, liebe Gemeinde!

Wir alle suchen Worte für das, was uns sprachlos macht, wir alle suchen in unserer Erschütterung Erklärungen für das Unerklärliche.

Wir möchten denen, die verzweifelt sind menschlichen Trost spenden – und nicht zuletzt suchen wir auch Wege, unsere Kinder aus dem Schock und der Wucht, in der die-

ses gewaltige Geschehen auf alle eingestürzt ist, zu befreien. Gibt es Möglichkeiten, Kinder zu begleiten, dass sie sich langsam beruhigen können in ihren Körpern, in ihren Seelen und ihr Zentrum sich von dem Geschehen, das so eng assoziiert ist mit ihrem Schulalltag, mit der Öffentlichkeit, in die unsere Kinder täglich eintauchen, mit Freunden, Nachbarn und Lehrern, dass sie auch wieder zurück finden, in die Intimität und Sicherheit mit ihren Eltern. – und dass sie es langsam wieder wagen, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen.

Was wir, was unsere Kinder erlebten, manche von Ihnen hautnah, manche eher am Rande, hat uns alle hinausgerissen aus unserem sicher gewöhnten engen Familienkreis. Wir sind eingetaucht in unsere Gemeinschaft, die wir gleichzeitig leben und für die wir es oft bewusst oder unbewusst an Wertschätzung haben fehlen lassen und ohne die es auch keine Privatsphäre gibt.

Wir erleben gegenwärtig, wie wichtig die Gemeinschaft ist, weil wir zusammen leben, zusammen wohnen, unsere öffentlichen Einrichtungen gemeinsam benutzen, wir erleben unsere Gemeinde als eine Öffentlichkeit in der Kinder und Erwachsene wieder ihre Sicherheit finden wollen. Es ist, als wäre die Individualität unserer Kinder wie herausgerissen aus der Familie, verschmolzen mit all den Kindern, die sich noch immer in einer gemeinsamen Umarmung befinden und so Sicherheit und vielleicht auch neues Vertrauen suchen.

Es ist wunderbar zu erkennen, wie natürlich die Körper zueinander finden, sich brauchen.

Wie können unsere Kinder ihren Weg zurück finden in die Intimität unserer Familien, in die Nähe ihrer Eltern, unter unseren Schutz?

Meine Damen und Herren:

Ja, es gibt einen Weg. Er wird sich zeigen, wenn sich langsam dieser herzerreißende Schmerz und diese überbordende Trauer beruhigen. Wir Menschen haben ja die Fähigkeit, in einen Schockzustand zu gehen, der uns hilft, zu überleben. Auch wenn 17 Menschen unter uns diesen Weg nicht mehr gehen können.

Ich sage bewusst 17 Menschen – auch Tim, der diese Tat begangen hat, ist einer von uns, die Gewalt in ihm hat es so gewendet, dass auch er nicht mehr zurückkehren kann zu seinen Eltern.

Meine lieben Versammelten hier: Unser Leben und Wohlergehen im Alltag hängt davon ab, wie wir hin und her pendeln zwischen unserer Gruppe, unserer Gemeinschaft, die uns umgibt, unserer Gemeinde und der Intimität unserer Familie. Aus dem Zusammenwirken von Gemeinschaft und Familie schöpfen wir unsere Kraft, unsere Freuden und Leiden, unsere Hoffnungen.

Winnenden und all die Menschen in der Umgebung haben für eine kurze Weile aufgehört, sich mit den gewohnten Alltagsorgen zu beschäftigen.

Unser Liebstes, unsere Kinder waren in Gefahr, sind in Gefahr?

Wir suchen die ersten Schritte, die unsere Kinder und uns aus dem Schock herausführen können: Dabei denken wir zunächst an die Eltern, die ihr Liebstes verloren haben – und wir denken gleichzeitig auch an Tims Eltern. Auch Tims Eltern sind Eltern, die ihren Sohn verloren haben. Sie hatten Wünsche und Hoffnungen mit ihrem Kind, sie sind Eltern wie wir, sie haben ihn auf doppelt schreckliche Weise verloren.

(hier sehr langsamer Vortrag)

Bitte nehmen Sie sich viel Zeit für folgende Fragen:

- Wie schauen Eltern auf ihre toten Kinder?*
- Wie schauen die Toten, auch Tim, auf ihre Eltern, Mitschüler und Lehrer?*
- Wie schauen Lehrer auf ihre toten Kollegen, und wie die toten Lehrer auf ihre Angehörigen, ihre Kollegen, auf ihre Schüler und auf die Eltern ihrer Schüler?*
- Wie schauen wir auf die Toten, auch auf Tim?*
- Wie schauen wir, die wir das Glück haben, unsere Kinder noch lebend bei uns zu wissen, wie schauen wir auf die Eltern, die alles verloren haben?*
- Wie schauen wir Lebende uns gegenseitig an, wie gewinnen wir, unsere Kinder, unsere Lehrer wieder Mut, weiter zu machen?*

Um dieses Leid langsam zu bewältigen, in dieser gemeinsamen Trauer weiter im Prozess zu bleiben, nicht daran zu verzweifeln, zu versteinern, sondern lebendig zu bleiben, gibt es einen weiteren Schritt:

Wir treten etwas zurück, sehen auf die Toten und lassen zu, dass auch die Toten auf uns schauen – dass ihre stumme Botschaft in uns ankommen darf.

Meine lieben Versammelten hier, es ist eine Ungeheuerlichkeit, durch Medien, durch Bilder, durch Versuche die Schuldfragen zu erörtern, in diesem Prozess derart gestört zu werden.

Wir leben in einem Rechtsstaat, wir wollen Sicherheit für unsere Kinder, vor allem für ihren Alltag in der Öffentlichkeit der Schule.

Es ist von öffentlicher Seite her sicher notwendig, dass neu darüber nachgedacht wird.

Doch sollten Sie sich, die Sie mit Ihren Kindern so nah betroffen sind, jetzt nicht in ihrem Trauerprozess stören lassen durch eine Energie die auf der Jagd nach Schuldigen entsteht, diese Verfolgerenergie.

Das können Sie auch ihren Kindern sagen, die natürlich all diese Nachrichten und Energien mit nach Hause bringen:

„Wir lassen uns nicht stören in unserer gemeinsamen Trauer! Wir versuchen zunächst zu begreifen, was geschehen ist. Das ist der erste Schritt“!

Unsere Erschütterung begann in einem Aufschrei und auch in körperlicher Zusammenziehung. Als Trauer in Klagen und Zittern geht sie weiter, in vielen körperlichen Umklammerungen und tröstenden Umarmungen. Vielleicht können Kinder schlecht schlafen, haben Angstträume, wachen auf, sind morgens erschöpft. All das signalisiert, dass es zwar im Leben weitergeht, sie weiter leben dürfen und dass in ihren Körpern doch etwas gespeichert ist, das dem Körper gleichsam einen Hauch von Todes-Starre verleiht.

Wir nennen diesen Zustand ein Trauma. Wird dieser Starre Zustand den wir kaum realisieren, jemals wieder unseren Körper, die Körper unserer Kinder verlassen?

Ja, wir haben in der Körper-Psychotherapie Mittel und Wege, an diesem Trauma zu arbeiten und ich möchte Ihnen heute Abend auch ein paar Schritte dazu zeigen: Achten und begrüßen sie alle körperlichen Symptome Ihrer Kinder. Begleiten Sie das Zittern (als körperlichen Ausweg aus dem Schock, bleiben Sie am Bett sitzen, wenn ihr Kind schlecht träumt, vielleicht ist es gut, wenn das Mädchen, der Junge in Ihren Armen einschläft. Werden Sie körperlich mit ihrem Kind. Es kann sein, dass ihre schon 14Jährigen zurücktauchen in den Status eines 10Jährigen – lassen Sie Körperlichkeit zu, sie ist der einzige Ausweg aus dem Trauma. Vielleicht lesen Sie in dem Buch von Peter Levine (Peter A. Levine, Trauma-Heilung, Synthesis Verlag Essen 1998) um noch mehr davon zu wissen. Alle Heilung ist körperlich!

Erst wenn der körperliche Schock überwunden ist, kann wieder Friede einkehren, erst dann sagen wir ein „ja“, das sich einverstanden erklärt mit allem, was vorgefallen ist und wie es vorgefallen ist. Es hat unser aller Bewusstsein erweitert, uns weiser gemacht.

Auch das können, ja sollen Sie ihren Kindern immer wieder signalisieren: Einmal werden wir ja sagen und wissen, dass diese Erfahrung zu unserem Leben gehört, wir werden wissen, dass es möglich ist, dass einer von uns aus unerklärlichen Gründen herausfällt aus der Liebe zum Leben, zu den Menschen, zu seinen Eltern, nur noch der Destruktion und Gewalt verhaftet ist und weder vor seinem noch vor dem Leben anderer mehr Achtung hat.

Die Alten unter uns, die, die noch den Krieg als junge Menschen erlebt oder mitgemacht haben, die erinnern sich,

sie wissen das, wie schnell in einem menschlichen Gehirn die Decke der Zivilisation durchbricht und Menschen sich in menschliche Wesen verwandeln können, die Mord und Tod verbreiten. Die Möglichkeit dazu tragen wir alle in uns. Dies soll keine Entschuldigung sein, wenn es da Schuld gäbe – aber wir müssen es wissen. Der Mensch ist ein filigranes Wesen, wir wissen nicht, woran ein einzelner zerbrechen kann – aus meiner beruflichen und persönlichen Erfahrung weiß ich nur, dass unsere Erklärungen darüber, wie es dazu kommen konnte, meistens nicht zutreffend sind. Ich weiß wie oft unbewältigte Erfahrungen von Großeltern, Eltern, Onkeln und Tanten – auch wenn unsere Kinder diese Personen nie gekannt haben, ihre Energien in Enkeln, Kindern und Neffen freisetzen, Energien die schwer sind – manchmal zu schwer um ohne Schaden ertragen werden zu können.

Wir können ein „Umschlagen“ unserer Psyche nicht wirklich verhindern. Wir haben nur eine Messgröße, mit der die Wahrscheinlichkeit des „Umschlagens“ in unserer Natur gebannt ist, und das ist die Liebe, und unsere innere Verbindung zu unseren Nächsten vor allem im spürbar vollzogenen Körperkontakt. Und das ist es ja auch, was nach der Tat instinktiv alle vollzogen haben: Sie gingen in Körperkontakt miteinander, ohne zu fragen ob sie sich mögen, oder wer der andere ist – einfach weil sie Menschen sind, die eine gemeinsame lebensbedrohliche, erschütternde Erfahrung teilen in einem gemeinsamen Lebensraum. Vielleicht könnten Sie auch auf den Straßen Backnangs einmal zusammenstehen mit Menschen aus der Stadt, die Sie gar nicht kennen, sich mit ihnen bekannt machen, anstatt an ihnen vorüber zu hetzen. Sie könnten auch jene grüßen, die Sie sonst nicht begrüßt haben. Machen Sie Frieden miteinander, auch bewusst einmal mit einem Menschen, mit dem Ihnen das nicht bequem zu sein scheint. So schaffen Sie für Ihre Kinder ein Klima, indem sie leiblich, nicht nur zu Hause, auch auf den Straßen und in der Schule spüren: auch meine Eltern leben im Alltag der Öffentlichkeit bewusste Zusammengehörigkeit.

Liebe Versammelte, es gibt noch viel zu tun auf diesem Weg und es wird auf wunderbare Weise getan, von Schulkameraden, von Nachbarn, von so vielen Lehrern, Seelsorgern und Therapeuten.

Es ist hier nicht der Rahmen, von den tiefen Schulstunden, Religionsstunden, Therapiestunden zu erzählen, die inzwischen gehalten worden sind.

Den Lehrern, Religionslehrern, Therapeutinnen, Jugendleiterinnen, allen soll hier gedankt werden für ihre unerschrockene und großartige Seelsorge an unseren Kindern, an allen Betroffenen. Lassen Sie es sich von Ihren Kindern erzählen!

Immer wieder fragen Kinder auch ihre Eltern:

Wie sollen wir Tims Taten sehen und einschätzen? Ist es etwas, was nie wieder passieren darf, ist es eine außerordentliche Tat, können wir so was verhindern in der Zukunft?

Meine Damen und Herren, liebe Mitmenschen:

Sie spüren, dass weder der geistige noch der körperliche Weg aus dem Trauma heraus nach Verhinderung oder Vermeidung trachtet. Sie spüren, dass es um Erbarmen geht und den langsamen Prozess der Erkenntnis, wenn wir auf Tim schauen und auf seine – wahrscheinlich verzweifelten Eltern, die sich möglicherweise auch gesellschaftlich ausgeschlossen fühlen. Wir wissen, dass sie zu uns gehören, wie Tim und seine Verzweiflung, in die er so viele von uns mit hinein gerissen hat.

Wissen Sie, wie es zu Schatten kommt, die unsere Kinder nachts ängstlich werden lassen? Es sind all die Dinge, die zu uns zurückkehren möchten, die wir als „Böses“ oder „Ängstigendes“ auszugrenzen versucht haben. Je mehr wir Ängste ausgrenzen, je mehr wir „Böses“ oder „Negatives“ fort schicken möchten, desto mehr holen uns die Schatten des „Bösen“ nachts ein.

Wenn wir uns eingestehen, dass wir alle dazu in der Lage sind, gut und böse zu sein, dass auch „böse Taten“ menschliche Taten sind, dann entspannt sich unsere Seele, wir werden ruhiger und es gibt keine abgespaltene Negativität, die sich nach vorne drängt.

Zum Schluss möchte ich Ihnen erzählen, wie die Zulus, ein Stamm aus Südafrika, mit einem Mörder umgehen: Ich bitte Sie, dazu ihre Augen zu schließen.

Zunächst bedauert man sehr, dass sich dieser Mensch selbst durch seine Tat aus der Gemeinschaft ausgeschlossen hat. Man nimmt ihn fest, er bleibt in einer Hütte, bis er sich beruhigt hat. Und dann beginnt das „Heilungsritual“. Es ist ein Wiedereingliederungs-Ritual in die Gesellschaft. Man verbindet seine Augen, führt ihn gefesselt in ein besonderes Tal, ein Tal, in dem die Frauen ihre Kinder zur Welt bringen.

Der Mörder muss sich niederknien, dann werden ihm die Handfesseln abgenommen, eine Mutter legt ihr neugeborenes Kind in seine ausgestreckten Hände, nun nimmt man ihm auch noch die Augenbinde ab.

(Der Vortrag endete mit einer langen Pause)

Es ist jetzt Zeit und Gelegenheit für Ihre ganz speziellen Fragen.

Es wurden unter anderen folgende Fragen gestellt:

„Unsere Tochter(14) lässt sich schon lange nicht mehr in den Arm nehmen, was sollen wir da tun?“

„Unser Sohn trifft sich den ganzen Nachmittag lang mit seinen Freunden, spricht nicht mit uns über das, was in Winnenden war, sollen wir das unterbinden, ihn zwingen, mit uns zu sprechen?“

„Wohin mit unserer Wut auf Tim? Sie rufen uns zum Erbarmen auf!“

„Wohin überhaupt mir Wut und Aggression?“

„Wie wird man mit Gefühlen fertig?“

„Können unsere Kinder jemals wieder so sicher werden, wie vorher, können wir jemals unsere Kinder wieder beruhigt in die Schule schicken?“

Meine Hinweise als Referentin auf diese Fragen reichten unter anderem von einer Reflexion über den Umgang mit Gefühlen und der Anerkennung der Wirklichkeit, über Anregungen mit adoleszenten Jugendlichen adäquat auch

als Eltern in Nähe zu leben bis dahin, wie wir unser Sicherheitsbedürfnis mit menschlicher Nähe mehr befriedigen können als mit Sicherheitsvorkehrungen.

Am Tag nach diesem Vortrag ließ die Familie von Tim einen Brief in Winnendens Presse veröffentlichen, aus dem ihr Bedauern und ihre tiefe Erschütterung darüber zu lesen war, was ihr Sohn getan hat. In diesem Brief versicherten sie auch, dass sie sich bis zu diesem Zeitpunkt als ganz normale Familie gefühlt hatten, so wie andere Familien auch und dass auch sie ihren geliebten Sohn verloren haben. Er schloss mit der Bitte, sie auch weiterhin als Teil der Gemeinschaft zu betrachten.

Integration als Chance – Kinder eingewanderter Familien in unseren Schulen

Marianne Franke-Gricksch

Achtundzwanzig Jahre lang war ich Lehrerin in zwei Münchener Hauptschulen. Dabei hatte ich seit Ende der 60er-Jahre auch Kinder von Einwanderern in meinen Klassen zu unterrichten. Im Wesentlichen waren es Kinder türkischer Familien, die von den Vätern zusammen mit ihren Müttern – wir nannten sie damals Gastarbeiterfamilien – in unser Land nachgeholt worden waren. Die Kinder waren in den Schulklassen in der Minderzahl, und in den ersten zwei Jahrzehnten machte sich niemand Gedanken über ihre Integration. Sie lernten die deutsche Sprache ohne spezielle Unterweisung oder mit ein wenig Förderung. Jeder nahm an, dass sie sich in München eingewöhnen würden. Niemand rechnete mit ihrem Türkischsein. Man nahm an, dass sie sich angleichen würden, wenn sie zu uns ins Land kamen. Nach 30 Jahren lebte in den 90er-Jahren bereits die zweite und dritte Generation der eingewanderten türkischen Familien in Deutschland. Zunehmend mehr Familienmitglieder holten weitere Verwandte ins Land. Zu verlockend war die Möglichkeit des sicheren monatlichen Verdienstes. Hochzeiten für die heranwachsenden türkischen Jugendlichen in München wurden in der fernen Türkei arrangiert. Es entstanden türkische Einkaufsstraßen, türkische Wohnviertel, wir alle erlebten das wachsende Bedürfnis dieser Menschen, ihre türkische Identität durch Zusammenschlüsse zu festigen, das „Türkischsein“ nicht aufzugeben, im Ge-

genteil, manche Gebräuche wurden intensiver zum Teil ihres Alltags, als es in weiten Teilen der Türkei noch zu finden ist.

Obwohl es zum Beispiel bis heute in keiner türkischen Schule seit Atatürk erlaubt ist, ein Kopftuch zu tragen, begannen die Mädchen, Kopftücher im Unterricht zu tragen. In Bayern, einem katholischen Land, war es üblich, ein Kreuz in jedem Klassenzimmer zu haben. Da begann ein türkisch-muslimischer Vater einen Rechtsstreit. Er wollte nicht, dass seine Kinder in einem Klassenzimmer mit einem Kreuz unterrichtet werden. Der Rechtsstreit ging bis zum Bundesgerichtshof. Doch die Entscheidung darüber, ob Kreuze in den Klassenzimmern hängen dürfen, blieb beim jeweiligen Bundesland, und Bayern blieb beim Kreuz in jedem Klassenzimmer als Hinweis auf die Glaubenswurzeln der Bayern. Ein türkischer Junge in meiner Klasse entfernte während dieser Zeit in einer Pause das Kreuz und sagte: „Mein Vater will nicht, dass ich unter einem Kreuz in der Klasse unterrichtet werde.“

Da sprach ich mit dem Jungen, fragte ihn, ob er das Gebet *Inshallah* – du bist Gott unser Gott – kenne. Er konnte es nicht beten, aber einige Mädchen konnten es, sie beteten es, und sie konnten den Anfang des Gebets auch aufschreiben.

Später bat ich den Jungen, das Kreuz wieder aufzuhängen und den Gebetszettel, den die Mädchen in arabischer Schrift angefertigt hatten, danebenzuhängen – wir hatten das Blatt inzwischen gerahmt. Alle waren zufrieden.

Auch ich war zufrieden – ich wollte, dass die Kinder fühlten, dass wir Wege suchen und finden würden, auf denen jeder sein Eigenes behalten, und jeder das Eigene des anderen sehen und achten lernen konnte.

Auch wenn die Kinder zufrieden waren, so merkte ich an der steigenden Zahl von Müttern, die in meine wöchentliche Sprechstunde kamen, dass die „Sache“ noch nicht ausgegoren war.

Der Rektor meinte, er müsse im Schulamt nachfragen lassen, ob es erlaubt sei, neben dem Kreuz das Gebetsbild mit dem arabischen Inshallah aufzuhängen. Er fürchtete einen Rechtsstreit der Behörde gegen ihn als Rektor und gegen mich als Lehrerin.

Die Münchner Eltern waren entsetzt, dass es „so weit kommen“ musste, dass wir sogar das „türkische Vaterunser“, wie sie es nannten, im Klassenzimmer hängen hatten. Die muslimischen Eltern jedoch waren zufrieden. Mitunter kamen sie nur, um zu sehen, ob das wirklich wahr ist, was ihre Töchter und Söhne erzählt hatten, dass ihr arabisches Gebet neben dem Kreuz aufgehängt worden war.

Damals gab es in den Klassen der Hauptschulen circa 40 Prozent Kinder türkischer Abstammung, und es saßen bereits in den 80er-Jahren, auch Kinder aus Afghanistan, Äthiopien, dem Irak und dem Iran in unseren Klassen. Später, in den 90iger Jahren kamen viele Flüchtlingsfamilien aus dem Balkan dazu, aus Serbien, Kroatien und dem Kosovo. Sie brachten viel Unruhe mit, die sie durch ihre Kriegserlebnisse und ihre oft abenteuerliche Flucht ganzkörperlich in sich trugen. Inzwischen war der Anteil ausländischer Kinder in unseren Münchner Klassen bereits auf über 60 Prozent angestiegen. Wir wussten nicht, ob die Flüchtlinge für immer bleiben würden, ob der Krieg aufhören würde und sie zurückkehren konnten. Die Kinder waren einfach da. Dann kam eine Menge Kinder von deutschstämmigen russischen Immigranten. Diese Familien waren immigriert, die Kinder aber litten unter Heimweh, konnten mit Münchner Kindern wenig Freundschaften schließen, fühlten sich als Russen, zogen sich in eigene Cliquen zurück, von denen am Schulhof und auch außerhalb der Schule immer mehr Gewalt ausging.

Es gab keinerlei Hilfen oder Anweisungen von den Schulämtern her, wie wir die Kinder integrieren sollten. Wir Lehrer mussten uns selbst darüber Gedanken machen.

Jede auftretende Schwierigkeit erforderte neues Nachdenken, um zu wirklich guten Lösungen zu gelangen.

Und noch etwas hatten meine Kollegen und ich herausgefunden: Wir konnten die „Integration“ nicht den Kindern in den Schulklassen allein überlassen. Sie war ein Prozess, der gleichzeitig auch alle Eltern anging, die bayerischen Eltern, die türkischen Eltern, die iranischen und russischen Eltern und natürlich uns Lehrer.

Es war die größte Leistung unserer Schule und Kollegenschaft, dass wir nicht müde wurden, diese Menschen immer

wieder zu gemeinsamen Elternabenden zusammenzurufen, sie zu ermuntern, miteinander zu reden, sich kennenzulernen und diese Arbeit nicht nur ihren Kindern im Unterricht zu überlassen. Wir erlebten lange Zeit die Stimmung der Münchner Familien als ablehnend allem Fremden gegenüber. Man wollte den Fremden nicht Einlass gewähren, obwohl vor allem die türkischen Familienväter niedrigste Arbeiten für uns alle machten: bei der Müllabfuhr, im Schlachthof und bei der Reinigung in Krankenhäusern.

Auch gab es ablehnende Haltungen den Balkanflüchtlingen gegenüber, denen der bayerische Staat Wohnungen bezahlte und ein Minimum an Fürsorgegeld. Diese Flüchtlinge durften ja nicht arbeiten.

Wir gestalteten unbeirrt Abende mit Vorführungen von Kindern, in denen serbische und türkische Volkstänze, russische Gesänge, iranische Gedichte und bayerische Volkslieder sich abwechselten. Kinder sangen Kinderlieder in unterschiedlichsten Sprachen, sie stellten sich jeweils in ihren Sprachen vor und sagten „guten Abend“ in ihrer Muttersprache, sie zeigten Bilder aus der Heimat – und man spürte, wie während dieser rührenden Vorführungen auch die Achtung der Eltern der Kinder voreinander langsam stieg. Bald gesellten sich Eltern unter die Vorführenden.

Die Abende kamen so in Gang, dass so manche Mutter einmal mit Freude zeigte, was ihr von ihrer Heimat, der Sprache, der Kultur am Herzen lag und dabei mit der Aufmerksamkeit der anderen rechnen konnte. Es spielte dabei keine Rolle, dass sie nicht Deutsch sprechen konnten.

Den Gipfel bildeten Lesungen von kurzen Geschichten über ihr Heimatdorf, ihre Flucht, ihre Ankunft in München, die Eltern an einem Abend einmal jeweils in der eigenen Sprache hielten und ihre Kinder das Gelesene dann übersetzten. Es herrschte eine unglaubliche Stille bei diesen kurzen Berichten.

Integration als Herausforderung und Chance

Inzwischen wissen wir alle, dass die Globalisierung, die weltweite Vernetzung wirtschaftlicher Zusammenhänge, wesentlich den Hintergrund bietet für Einschränkungen in der Wahrung unserer Identität. Wenn wir immigrierenden Menschen Arbeit geben, bekommen wir als Gastland auch in gleichem Maße Verantwortung für den Prozess einer guten Integration dieser Menschen. Auch sie haben beim wirtschaftlichen Aufschwung der 60er- und 70er-Jahre mitgeholfen.

Es ist längst kein „freiwilliger Prozess“ mehr, vielmehr erleben wir es als Folgeverpflichtung, die in dem Maße nicht absehbar war.

Das heißt, je besser es einem Land wirtschaftlich geht, desto größer ist seine Verpflichtung, andersstämmige Familien zu schützen und zu stützen.

Angesichts der Turbulenzen und Schwierigkeiten in den Schulen und in den Schulklassen bedurfte es jedoch grundsätzlicher Überlegungen und Pläne, um eine fruchtbare Koexistenz mit Schülerinnen und Schülern, deren Eltern

immigrierten, mit den Kindern bayerischer Familien zu ermöglichen.

Deutschland ist gerade von einem 40-jährigen „Schlaf“ aufgewacht. Wir haben erkannt, dass wir reagieren müssen auf die vielen ausländischen, nicht Deutsch sprechenden Kinder, dass wir ihnen und ihren Eltern nicht nur die Möglichkeiten geben müssen, gut Deutsch sprechen, lesen und schreiben zu lernen, sondern dass es unsere Aufgabe ist, für sie Interesse zu entwickeln, zu erfahren, wie Türken, wie Afghanen, wie Iraker, wie Serben wirklich in ihrem Wesen sind.

Es kann nicht nur darum gehen, dass diese Menschen sich langsam angleichen und so werden wie wir. Im Laufe von mehreren Jahrzehnten erst erkannte man, dass es auch unsere Aufgabe ist, Menschen, denen die Immigration gewährt wurde, hier ihren Platz von Herzen zu gewähren, die Stimmung zu überwinden, dass sie nur geduldet, eigentlich unerwünscht sind.

Diese Prozesse der Öffnung füreinander brauchen Zeit und Geduld.

Alles Fremde macht Angst. Es löst die Angst aus, über das Eigene hinwegsehen zu müssen, das Eigene nicht mehr ganz zu bewahren, sondern auch etwas davon aufzugeben und etwas Fremdes hinnehmen zu müssen.

Ich erinnere mich, wie ich mich als Lehrerin in den 80er-Jahren fühlte, als ich jeden Morgen mit meinem Auto durch die Tegernseer Landstraße in die Schule fuhr, eine richtig Alt-Münchenerische Straße. In dieser Stunde vor Schulbeginn bevölkerten Scharen von muslimischen Müttern die Straße, mit ihren weiten, schwarzen Gewändern und den schwarzen Kopftüchern, mit ihren kleinen Jungen an der Hand, die sie zur Schule führten. Die Mädchen liefen nebenher. Ich fühlte mich jeden Morgen auf dieser Straße wie in ein arabisches Land versetzt. Es war etwas passiert mit der Tegernseer Landstraße.

Die Angst vor dem Verlust des Eigenen, scheinbar Unverwechselbaren ruft verschiedene Formen von Abwehr hervor: das Fremde nicht sehen zu wollen, sich zu verschließen, es zu bekämpfen, schlecht vom „Fremden“ zu denken, es zu beschuldigen, es anzugreifen.

Und natürlich erkennen wir bei den „fremden Menschen“, die immigriert sind, auch die Reaktion auf diese Abwehr. Sie ist eine unbewusste Kraft. Sie kennt viele Formen zwischen Aggression, Gewaltbereitschaft und Schamgefühlen. Wie kann man sich in eine Gemeinschaft einfügen, die einen nicht wirklich von Herzen aufnimmt? Wie kann man überhaupt in einer Gemeinschaft leben, wenn man möglichst wenig von dem zeigen sollte, wie man wirklich ist, wie man lebt, wie man zu Hause lebt, wo man herkommt? Heute, nach fast 40 Jahren, zeigen sich die Probleme noch drastischer: Türkische Familien aus der Arbeiterschicht leben nicht nur in Berlin-Kreuzberg, sondern auch in München in eigenen Siedlungen sehr unter sich. Sie mischen sich nicht unter die Münchner Familien, sondern sie nehmen türkische Gebräuche an, die in der Türkei weitgehend

nicht mehr gepflegt werden, und – was sehr deutlich wird – sie zeigen ein Verhalten, das die Grenzen unserer moralischen Einstellungen sehr oft überschreitet. Das gilt vor allem für die Selbstverteidigung und die Verteidigung eigener Geschwister. Es gibt kaum Bereitschaft, sich friedlichen Konfliktlösungen zu unterwerfen.

In einer Fernsehsendung sagte einmal ein Junge auf die Frage eines Reporters, warum er so unruhig sei: Wir türkischen Jungen, wir kennen nur kämpfen und dann siegen. Da haben wir keine Zeit zum Stillsitzen und Lernen.

Ich erinnere mich an die vielen 14-jährigen Mädchen, die nach den großen Ferien nicht mehr in die Schule kamen. Deren Freundinnen berichteten mir, sie seien verheiratet, dürften nicht mal mehr aus dem Fenster schauen in ihrem anatolischen Dorf. Und natürlich erinnere ich mich auch an so manche untergetauchte Mädchen, die man nie wieder fand. Wo sind sie wohl geblieben? Getötet? Gegen ihren Willen verheiratet?

Es ist vor allem die Freiheit deutscher Frauen, die die türkischen Mädchen so lockt und die türkische Jungen dazu bringt, ihre Schwestern und Cousinen zu schlagen, zu misshandeln, ja manchmal zu töten. Sie fühlen sich dazu verpflichtet, ihr Türkischsein auf diese Weise zu wahren, auch wenn sich ihre Aggression dabei gegen die eigene Tochter, Schwester, Cousine oder Nichte richtet.

Wie können Lehrer in diesem Klima unterrichten? Was können wir tun?

Die Herausforderung annehmen

Diese Aufgabe trifft im Wesentlichen Lehrer an Hauptschulen und Berufsschulen.

Es ist der größte Schritt, nicht zu kapitulieren und zu einer grundsätzlichen Einstellung zu gelangen, die es möglich macht, kleine Erfolge zu sehen.

Kinder sind Vertreter ihrer Familien

Die Herausforderung anzunehmen heißt zunächst einmal, auf etwas zu sehen, was uns allen, ohne Ansehen der Herkunft oder des Herkunftslandes, zu eigen ist. Wir sind Menschen, wir brauchen einander, wir können ohne Zuhilfenahme nicht leben, wir ertragen unser Leben nur durch die Achtung im Alltag voneinander.

Die Achtung voneinander ist unser aller Grundgesetz. Wir können davon ausgehen, dass alle Mütter und Väter ihre Kinder und ihre Familien lieben und schützen wollen, auch wenn Kinder verwahrlost zu sein scheinen, es schwer haben in ihren Familien mit kranken, manchmal süchtigen Eltern, die sozial nicht mehr zurechtkommen. Hier öffnen wir unser Herz für das menschlich Fehlbare in den Menschen.

Einmal stand ich in meiner Schulklasse, die ich neu übernommen hatte, und sagte: Hier sitzen ja nicht nur 22 Kinder. Es sind ja 66. Da redeten plötzlich alle durcheinander, sie

wollten wissen, was ich meine. Ich sagte: Jeder hat Mutter und Vater, und die sitzen auch mit hier, ich sehe sie hinter jedem einzelnen Kind, einfach weil sie ihre Kinder lieben. Das störte manche, manche waren zufrieden damit. Das Thema blieb jedoch von da an stets in der Diskussion. Wir sprachen darüber, dass jedes Kind von einem Zuhause kommt, täglich mit diesem Zuhause in die Schule geht, keiner „allein“ hier sitzt und dass es uns gut tut, wenn wir uns auch während des Unterrichts immer wieder erinnern, dass wir familiäre Zusammenhänge haben; auch wenn es manchmal Streit gibt, Vater und Mutter sich nicht einig sind, sie sind doch unsere Lieben, unsere Liebsten. Ja, ich habe die Kinder an diese grundsätzliche Liebe erinnert, ohne die wir nicht leben können und um die jede Familie immer wieder ringt, ganz gleich, ob sie aus Bayern oder Anatolien stammt, aus Rumänien, Serbien oder aus einem afrikanischen oder arabischen Land.

Die Bildungspolitik in Bayern ist bis heute so christlich geprägt, dass zu Beginn eines Schultages das gemeinsame Morgengebet Pflicht ist.

Aber wie soll man beten mit Christen und Muslimen, mit Orthodoxen und Schiiten, zusammen mit Kindern ohne Bekenntnis, vielfach auch ohne Glauben?

Da fiel mir nur eine Geste ein, die die Kinder aus Indien und aus muslimischen Familien gut kennen. Jeden Morgen durften ein Mädchen und ein Junge vor die Klasse treten und sich vor der Klasse verneigen.

Das taten sie gerne, sie schafften selbst Ruhe in der Klasse, denn ich hatte ihnen gesagt, dass sie sich nicht vor einer unruhigen Klasse verneigen sollen. Das nahmen sie ernst, und es entstand jeden Morgen dabei für eine kurze Zeit über die Ruhe hinaus sogar eine Stille, die uns auf wunderbare Weise zu einer kleinen Gemeinschaft machte. Der Tag konnte gut beginnen. Wir sprachen genau über die Körperbewegungen bei einer Verneigung: Wie man sich gerade hinstellt, dann erst den Kopf neigt, indem man das Kinn zur Brust fallen lässt, und wie man dann den Oberkörper langsam beugt, so tief, wie einem gerade zumute ist. Ja, und auch, wie zur Verneigung ebenso die Aufrichtung gehört, die besagt, dass man genau diese Achtung auch vor sich selbst hat. Wir stellten uns vor, wie es wäre, wenn wir uns nicht wieder aufrichten würden, als gebeugte Menschen durch die Welt gingen. Manche Kinder erzählten von ihren körperlich gebeugten Großeltern oder gar Eltern. Wir sprachen über den Unterschied von Verneigung und Beugung – durch erlittenes Unrecht, durch Erniedrigung oder Folter, und das interessierte die Kinder sehr, auch wenn sie erst 11 Jahre alt waren oder bereits 16. Diese einfachen Körperübungen dazu waren neu für sie. Sie alle spürten den Unterschied, wie es sich anfühlt, sich nach einer Demütigung nicht mehr aufrichten zu können, und im Gegensatz dazu, sich zu verbeugen und dann in die Aufrichtung zu gehen. Ob rumänische Zigeuner, Bayern oder Inder, sie alle wussten zu diesem Thema etwas zu berichten und hatten es verstanden.

Oft fragten die Kinder, warum wir das tun. Und wenn ich dann sagte: „Du erfährst die Antwort aus der Wirkung“,

dann sagten sie oft: „Ja, es ist ein bisschen feierlich, es ist, als ob wir zusammengehören, obwohl ich mit der Sevgi und der Maria ja noch gar nicht ordentlich Deutsch reden kann. Und außerdem mag ich die Aziza nicht, die haut immer gleich zu und stinkt nach Knoblauch.“

Da waren die Gefühle des Zusammengehörens und des Andersseins in einem Satz genannt. Das war der Anfang. Jeden Tag.

Und wie ernst ich es meinte, das zeigte ich den Kindern auch daran, dass ich mich selbst mehrmals im Monat vor Unterrichtsbeginn vor ihnen verneigte und zu ihnen sagte: Ich verneige mich vor euch und vor euren Eltern.

Da kamen manche Mütter zu mir und fragten mich, ob ich das wirklich getan hätte.

Sie waren sichtbar unsicher, ob ich auch Achtung vor ihnen habe, wenn es zu Hause schwer war, ihre Familie ganz anders lebte als wir in Bayern, der Ehemann undurchsichtige Geschäfte machte, die Kinder am Wochenende in die Moschee gingen und vieles andere.

Ich sagte ihnen, dass ich auch zwei Kinder aufgezogen habe, geschieden sei, die Schmerzen und Hoffnungen vieler Eltern kenne und liebe. Es kamen auch zunehmend mehr türkische Väter in die Sprechstunde, brachten manchmal sogar ihre Frauen mit, die nicht Deutsch sprechen konnten, und übersetzten ihnen, was ich gesagt hatte.

Es gingen so manche von ihnen kopschüttelnd davon, sie konnten es kaum glauben, aber ich war überzeugt davon, dass diese kleinen Gespräche es waren, die uns verbanden und zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen ließen.

Und ich ging noch weiter! Immer wieder sagte ich den Kindern, dass Eltern und Kinder in Liebe verbunden sind, auch wenn sie das nicht spüren konnten oder über Streit und Gewalt in den Familien unglücklich waren. Ich wusste das und hörte nicht auf, diese Bemerkungen zu machen. Einmal kam ein Junge und sagte: „Meinen Vater werde ich immer hassen. Er hat meine Mutter verlassen, als ich noch ganz klein war. Er hat nicht für uns gesorgt. Den werde ich nie lieben.“

Da sagte ich zu ihm: „Das zeig mir mal, wie das ist!“ Da nahm er einen großen Schulkameraden, stellte ihn in eine Ecke des Klassenzimmers, und seinen Freund stellte er als Stellvertreter für sich in die entgegengesetzte Ecke des Raumes.

In der Klasse war es vollständig still. Alle waren gespannt, was da passierte.

Plötzlich sagte der große Junge, der Stellvertreter des Vaters, ganz laut in die Stille hinein: „Ich will meinen Sohn sehen!“ Dabei ging er einen Schritt nach vorne, auf den anderen kleinen Jungen zu, der Stellvertreter für den Schüler war. Dieser streckte ganz langsam einen Arm nach vorne aus, und auch er ging auf den großen Jungen zu. Das alles ereignete sich sehr langsam. Die beiden wirkten wie von unsichtbaren Fäden gezogen, sie gingen mit unglaublich langsamen Schritten aufeinander zu, bis sie sich zum Greifen nahe waren. Es schien die Bewegung zum Stillstand gekommen zu sein. In der Klasse hätte man eine Stecknadel fallen hören.

Da – plötzlich – griff der große Junge nach vorne, mit beiden Armen, zog den Stellvertreter des kleinen Jungen an sich, drückte ihn und ließ ihn dann sofort wieder los. Jeder weiß, dass es ungewöhnlich ist, wenn ein Junge einen anderen an sich heranzieht und in den Arm nimmt. Das war alles. Wolfgang, wie der Schüler hieß, war blass geworden und sagte nichts.

Am nächsten Tag kam er zu mir. Er hatte nachgedacht. „Dann liebt mich mein Vater ja doch“, sagte er. „Aber warum hat er uns dann verlassen?“ Ich beruhigte ihn und sagte ihm, dass auch wir Erwachsenen oft nicht verstehen, was der andere tut. Ich meinte, vielleicht könne er den Vater ja mal suchen, wenn er 16 sei. Und vielleicht könne er dann ein wenig verstehen, was da passiert sei. Vor allem aber dürfe er annehmen, dass sein Vater ihn liebe und dass ich ihn hinter ihm sehe, wie seine Mutter auch. Jetzt aber kam er in inneren Konflikt mit seiner Mutter. „Ich weiß nicht, ob sie mir erlaubt, ihn zu lieben, wo er sie so verletzt hat“, meinte er. Das war dann oft meine Arbeit mit den Müttern, wenn ich in der Sprechstunde zu ihnen sagte: „Die Kinder können ja nichts dafür, sie haben beide Eltern in sich und möchten beide Eltern lieb haben.“ Das sagte ich oft, in den Einzelsprechstunden und auch auf dem Elternabend.

Und es ging noch weiter: Ich sagte den Kindern auch, sie sollten sich ruhig einmal vor ihren Eltern zu Hause verneigen, das täte ihnen und den Eltern gut. Einmal kam ein kleiner elfjähriger Junge zu mir und sagte: „Ich hab's getan, Frau Franke! Ich hab mich vor meinem Vater verneigt.“ Er war ganz aufgeregt und strahlte. Dann erzählte er mir, wie er vor seinem Vater gestanden hatte, der auf der Couch lag und fern sah. Wie er sich vor ihn hinstellte und sich verneigte. – Das zeigte er mir genau. – Wie der Vater irritiert vom Fernsehen aufgeschaut und gefragt habe: „Was machst du denn da?“ und er habe gesagt: „Ich habe mich vor dir verneigt, weil unsere Lehrerin gesagt hat, das täte uns allen gut.“ Da habe der Vater den Kopf geschüttelt, ihn ein bisschen mit dem Fuß gestupst, wollte wieder fernsehen, er aber sei noch stehen geblieben. Man spürte förmlich die bangen Sekunden. Dann aber sei der Vater aufgestanden und habe ihn in den Arm genommen. Das erzählte der Junge mit Tränen in den Augen. Dieser Vater war am Ende des Schuljahres zu mir gekommen. Er erzählte mir, dass er noch nie in der Schule seines Sohnes war und jetzt doch neugierig geworden war. „Aber das mit der Verneigung“, meinte er, „das war doch ein bisschen zu viel.“ „Sie haben es doch gut mit dem Jungen gemacht!“, antwortete ich. Da wandte er sich noch etwas näher zu mir und sagte: „Was ich Ihnen hier sage, das habe ich noch niemandem gesagt. Ich war unsicher, ob ich meinen Jungen noch in den Arm nehmen darf, ich habe ihn oft geschlagen.“ Und da hatte auch der Vater Tränen in den Augen. Ich war sicher, dass ich in dieser Familie unbewusst den Anfang gesetzt hatte, dass die Gewalt ein Ende nahm und die Liebe wieder fließen konnte.

Kinder sind Vertreter ihres Landes und der Liebe zu ihrem Volk

So wie sich die Kinder als Kinder ihrer Familien angenommen fühlten, so wollte ich sie auch als Vertreter ihres Volkes annehmen lernen. Aber wie geht das? Auch Lehrer haben Vorurteile, auch Lehrer denken sich: „Bleibt zu Hause und regelt eure Schwierigkeiten vor Ort, ihr bringt uns nur durcheinander mit euren ganz anderen Temperamenten“, oder was es sonst noch für Vorurteile in unseren Köpfen gibt.

Darüber hinaus erlebten wir viele Eltern und Jugendliche, die ihrem Herkunftsland feindlich gesinnt waren, die sagten, sie wollten nie mehr dieses Unrechtsland sehen. Die Kinder selbst waren es, die – zutraulich geworden – Bitten an mich richteten.

Sevgi wollte in der Klasse über ihre beste Freundin in Serbien sprechen und Bilder zeigen. Yasin brachte Bilder von Istanbul und auch von seiner Schule dort und wollte berichten.

Maria zeigte mir ein rumänisches Bilderbuch, und wir baten sie, daraus vorzulesen. So fing das an. Sie berichteten auch, dass es zu Hause oft kein Wort gäbe über die Türkei, über Serbien, über Rumänien. Es war tabu, darüber zu sprechen. Die ganze Familie war in Liebe, Heimweh und Abneigung verstrickt.

Da richteten wir Extrawochen ein für die Rumänen, für die Türken, für die Serben, aber auch für die Münchner.

Die Kinder brachten Fahnen des Landes mit, die sie in der Klasse aufhängten, manchmal sogar am Schulflur. Sie berichteten über Städte und Flüsse, über Fußballmannschaften, über ihre Schulen, in denen es ganz anders zugeht, und über Schlagersänger und berühmte Musikgruppen. Manchmal, an Geburtstagen ihrer Kinder, backten und kochten Mütter Speisen, die für ihr Herkunftsland typisch waren, und gaben sie mit.

Und die Kinder sagten auch, was ihnen in München gefiel und was ihnen nicht gefiel.

Es waren die Schüler selbst, die immer wieder eine türkische, eine rumänische oder eine Münchner Woche einforderten.

In diesen Wochen verneigten sich dann Kinder aus den entsprechenden Ländern am Morgen vor der Klasse. Sie sagten „Guten Morgen, bunä diemieneatza, dobo yootra, dobrahye ootra oder iyi sabahalar“ und verabschiedeten am Mittag die Klasse mit einem „Auf Wiedersehen, la revedere, doveejnah, dah sveedahnyah, Allahaismarladik“.

So kamen wir uns langsam näher, indem wir immer mehr Fremdes an uns heranließen, und hatten doch nur Interesse aneinander, wie Menschen es eben haben.

Da merkten wir, dass viele der Eltern sich im Hintergrund häufig mit ihren Meinungen einmischten und wir das alles, was auch Eltern so sagten, innerhalb der Klassen zur Sprache bringen mussten. Aus dieser Erkenntnis heraus entstanden dann die kleinen Aufführungsabende, wo sich nach und nach auch die Eltern selbst einbrachten.

Wir mussten aber auch anerkennen, dass manche Vorurteile und Animositäten nicht auflösbar waren. Dann wagten wir es, sie genau zu benennen, und wir überlegten, wie man damit leben kann. Zum Beispiel wollten Helga und Sevgi gerne Freundinnen sein. Für Helga gehörte es aber dazu, dass Sevgi mal zu ihr nach Hause kommt oder mal bei ihr übernachten darf. Das wollten Sevgis Eltern nicht erlauben. Sevgi durfte auch nicht am Nachmittag mit Helga zum Baden gehen, durfte sich nicht in ihrem Badeanzug zeigen. Das fanden alle blöd, und Sevgi schämte sich. Am schwersten aber war die Gewalt, die von den älteren Geschwistern so mancher jüngerer Kinder auf die Freunde ihrer kleinen Geschwister ausging, die – wie sie sagten – nur ihre Geschwister „beschützten“ und sich „um sie kümmerten“. Das ging dann das ganze Lehrerkollegium an, und wir mussten so manchen nicht deutschstämmigen Vater vom Arbeitgeber her ansprechen lassen, weil die Familie dem Sozialreferenten zu Hause nicht die Tür aufmachte.

Das war vor allem für die jüngeren Kinder schwer, die Zwölf bis Dreizehnjährigen. Sie konnten sich der Gebräuche ihrer Geschwister nicht erwehren, und es bedurfte so manchen Aufklärungsgesprächs, bis die Gewalt unter den ausländischen Schülern auf den Schulhöfen Münchens langsam weniger wurde.

Was immer uns einfiel bei Fragen nach den ersten Schritten zur Lösung von Integrationsproblemen – es war eine Grundübung in der Achtung vor den Familien, in der Anerkennung ihrer Würde – auch wenn sie die Welt so anders sahen als wir hier in München, auch wenn sie in ihren Loyalitäten und Werten in unseren Augen entgleist waren. Es ging um unsere Festigkeit, nicht davon abzulassen, die Menschen in ihrer Würde zu sehen und ihnen menschlich und unerschrocken zu begegnen.

Auf diese Weise wird die Schule und jede Schulklasse zum politischen Forum, und das Gelingen der Integration im Einzelnen wird zu einer Kraft, die für uns alle Hoffnung für die Zukunft bringt. So wie uns eine friedliche Koexistenz in unseren Schulen gelingt, so kann ein friedliches Zusammenleben in unserem Land mit den Menschen aus vielen verschiedenen Herkunftsländern gelingen.

Der Artikel enthält einige bearbeitete Auszüge aus dem Buch: Marianne Franke-Gricksch: „Du gehörst zu uns!“, Heidelberg 2001, Carl-Auer-Systeme Verlag.



Marianne Franke-Gricksch, Lehrerin, Psychotherapie, HP, Familienstellen, Fortbildungs- und Supervisionsgruppen für Lehrer, Fortbildungen in Familienstellen, Arbeit mit Eltern und Jugendlichen.
Buchveröffentlichung: „Du gehörst zu uns!“ Systemische Einblicke für Lehrer, Schüler und Eltern (Carl-Auer-Systeme Verlag Heidelberg)

www.marianne-franke.de